daß er (sc. Grillparzer) mir sagte, daß wenn Sie es für sich nicht konvenable finden, so macht er ein Stück daraus, wozu ohnehin der erste Plan war. Er hat es sich vorbehalten, es Ihnen selbst zu überbringen, sagte er mir. Die Direktion will nicht 150 Pfd. dafür geben, und soviel verlangt der Buchhändler, dem er es zur Disposition überlassen, hat. Grillparzer selbst hat kein Geheimnis daraus gemacht, daher können es schon viele Menschen wissen. Daß er es aber für Sie geschrieben, hat aber tausend Aengsten, ob es Ihnen zusagen werde. Er überläßt es Ihrer Beurteilung und sagt, Sie können es stürzen, wenden und umkehren, wie es gut dünkt. Ferner in demselben Hefte derselbe Schindler: Bei Grillparzer war ich itzt. Lichnowsky kommt gestern zu ihm und sagt ihm, Sie hätten ihn geschickt, wegen dem Buch. Obwohl er es ihm nicht gern gegeben, und sich vorbehalten, mit Ihnen selbst zu sprechen, so hat er es ihm doch eingehändigt, indem er sagte, er werde sogleich es Ihnen übergeben. Einen Brief, den er Ihnen letzthin schon mit dem Buch schicken wollte, gab er mit. Uebrigens sollen Sie nicht glauben, daß er es an der schuldigen Aufmerksamkeit fehlen lassen, nur sein Hals hält ihn zu Hause. Er wird, sobald er ausgehen können, zu Ihnen kommen, weil er es selbst für nötig hält, mit Ihnen darüber zu sprechen. Ferner ebendort derselbe: Grilly. hat ein Sujet, die böhmische Dragomira, die er für Sie bearbeiten wird. Er hofft, es wird ein ausgezeichnetes Produkt werden, er ist ganz entzückt davon."

Die „Melusine" ist also schon fallen gelassen worden.

Auch der Graf Lichnowsky spricht in demselben Hefte von dem neuen Opernsujet Dragomira: Grillparzer wünscht selbst eine Unterredung mit Ihnen, ist bereit, manches nach Ihrem Wunsch zu ändern und will in der Folge Dragomira Böhmische Geschichte ganz für Sie schreiben. Wenn Sie eine Unterredung mit ihm haben, bitte ich Sie mir es zu sagen. Die Dragomira ist groß tragisch. Grillparzer ist ein sehr liebenswürdiger und herzlicher Mann." Im Verlaufe dieses Heftes tritt auch noch der Neffe Karl in die Aktion ein. Er verneldet dem Oheim folgendes: Lichnowsky war bereits in großer Besorgnis wegen der neuen Oper von Grillparzer, da er verpflichtet ist, diesem binnen wenig Tagen Deine Antwort zu sagen, wann Du anfängst, welche Aenderungen und wann sie fertig sein wird. Lichnowsky wird sich beim Bruder so lange einquartieren, bis er die Antwort hat. Wo ist die Oper?"

Endlich kam es doch zu einem Besuche Grillparzers bei Beethoven und in der Folge zu wiederholten Unterhaltungen, die für die Beurteilung der beiden Künstlernaturen von größter Wichtigkeit sind. Der Zeitfolge nach erscheint Grillparzer bei Beethoven zuerst in einem Hefte, das entschieden dem Märzmonde des Jahres angehört. Denn gleich zu Anfang desselben ist Herr Schikh, Redakteur des „Journals des Luxus und der Moden", bei Beethoven und schreibt: „Gestern (3. März) war Ihr Fidelio. Die Ouvertüre und zwei Stücke mußten wiederholt werden. Die Versammlung war im größten Enthusiasmus. Anbeten solle man Sie, großer Mann! Wenn nur ich Ihnen dienen könnte". Und auf Blatt 6 in diesem Heft erblicken wir zuerst Grillparzers eigene, deutliche Handschrift (alles mit Blei). Grillparzer schreibt dort:

„Ich mache diejenigen Veränderungen, die Ihnen notwendig dünken. „Ich bitte, mir ungefähr eine Idee für das Duett zu geben; denn ich füge meine Gedanken den Ihrigen in betreff dessen, was gesungen werden soll.

„Vielleicht dürfte dieses Duett nichts anderes enthalten als die Freude der Minerva, im Gegensatz mit der trüben Warnung Meerkurs.

„Die Erfindung einer neuen Handlung erkenne ich als notwendig, sie ist aber nicht das Werk eines Augenblickes; weit schneller ist die Ausführung da als die Erfindung, ich muß also natürlich um Zeit bitten, das bei mir zu überlegen und zu Hause durchdenken zu können.

„Soll ich Ihnen das Buch und meine Zeilen hier lassen — so bitte ich, es mir, sobald Sie es nicht mehr benötigen, durch Herrn Schindler zu erhärten. — Was den Gedanken betrifft, eine Antipegelung auf die heutige griechische Zeit herzustellen, da würde die Zensur ihr verneinendes Machtwort darin legen!

„Ich glaube, es soll nur derjenige öffentlich auftreten, der ganz gewiß ist, wenn auch nicht gleich, doch einmal etwas Großes in die Welt zu schicken. Diese Ueberzeugung läßt sich nicht einreden. Ich meine, Kraft dazu zu fühlen.

„Das Resultat in bezug auf die Kantate (!) wäre also dies. Sie haben die Güte, Buch und Schrift hier zu behalten und mir mit Ihren Bemerkungen (folgt ein undeutliches Wort — versehen?) zu übersenden; ich denke indessen den Stoff für mich nach, und so kommen wir vielleicht überein.

Kurz: Der Schluß ist Ueberlegung, und ich werde nichts arbeiten, ohne Ihnen vorher selbst oder mittelbar den Plan mitgeteilt zu haben."

Bei dieser ersten Unterredung war also nicht mehr von dem Melusinenmärchen und nicht mehr von dem tschechischen Sagenstoff, sondern von einem neuen, dritten, antiken Sujet die Rede. Wahrscheinlich handelt es sich um einen neuen Text zu den „Ruinen von Athen" des „Volksdichters" Meisl.

Von einer zweiten Unterredung zwischen Grillparzer und Beethoven gibt uns ein anderes Konversationsheft aus der Frühlingszeit 1823 Kunde. Erst schreibt der Neffe dort über den Dichter: „Grillparzer ist übel angekommen, sagt er. — Was ist der Gegenstand von Grillparzers Oper? Dann Advokat Doktor B. Bach: Heute gehen Sie noch auf Ihre Güter. „Wird der Meister fleißig schreiben?" — „Die ganze Welt freut sich auf die neue Oper."

Weit später in diesem Hefte lesen wir die folgenden mannigfachen Aufzeichnungen Grillparzers selbst: Auf dem Lande wäre wohl bald das Uebel gehoben. — „Sie sollten Sauerbrunnen trinken; mir selbst hat es sehr viel Erleichterung verschafft." „Johannisbrunnen." „Wenn Sie erst so geplagt würden wie ich, und ich bin sogar Beamter." „Muß jedem Dummkopf nachstehen." — „Und doch möchte ich nirgends anders leben." „Und die übrigen Deutschen sind in Pedanterie ertrunken." „Gefühl ist hier."

„Den Musikern kann doch die Zensur nichts anhaben. Wenn man wüßte, was Sie bei Ihrer Musik denken." (Die Beethoven-Ausleger künftiger Zeit mögen sich diese beiden Grillparzer-Sätze ganz besonders einprägen.) „Der Beamte (oder Censor, Kurator) konnte wahrscheinlich nicht anders." „Wann werden Sie aufs Land gehen?" „Ich habe noch nichts gehört." „Ich habe mich auch noch nicht erkundigt. Ich will es. „Ich sinne schon auf eine ganz ernste „Oper." „Drahomira." „In der Oper ist die Poesie ja doch nur wegen der Musik da. Es soll eine Oper von Beethoven sein."

„Die Franzosen bringen manche Stoffe nicht anders an als bei Opern, — das bringt ihr guter Kopf zu dieser Arbeit."

„Und selbst schlechte Originalopern sind selten, alles Uebersetzungen."

„Eine große Schwierigkeit unserer Oper (so Melusine) wird sein, einen Tenoristen zu finden, der den Raimund spielen kann." „Er ist gemein." „Wenn Wild (die berühmte Sängerin in Wien) kommt, ob Sie nicht darauf anspielen könnten?" „Die Unger ist nicht übel."

„Und die Deutschen bringen es auch selten zur Ausbildung in der Koloratur." „Ich bin auch ein Stümper in der Musik."

„Ich habe durch die Musik die Melodie der Verse gelernt."

„Die Musik ist die einzige Kunst, die die Neueren erfunden haben."

„Man fängt schon wieder an, der Manier entgegenzugehen. Malerei, Poesie —"

„Jeder sollte sein eigenes Muster sein."

Damit schließen Grillparzers Schriftworte in diesem Heft. Das Tatsachengerebnis daraus ist, daß Grillparzer wirklich zwei Opernbichtungen für Beethoven in Erwägung und Bearbeitung zog.

Alle diese und die noch folgenden Unterredungen blieben fruchtlos. Im Jahre 1825 ließ Beethoven den Gedanken auf ein neues Opernwerk überhaupt fallen. Ihn beherrschte die Idee zu einem neuen Requiem oder einem neuen Oratorium biblischen Inhalts. Und wieder ist von Grillparzer als Textdichter die Rede. Als Todkranker begab sich Beethoven nach dem Gute seines Bruders in Gneixendorf. Von dort kehrte er nach Wien zurück, um hier zu sterben. Dichter und Tondichter hatten sich nicht mehr gesehen; der Tod hatte alle ihre gemeinsamen Entwürfe zerrissen.

—

Hermann Bahr über englisches Theater.

Ein Urteil über Shaw. — Englisches und deutsches Theaterpublikum. — Die heiligen Klassiker. — Der Meister Irving.

Unser Mitarbeiter Hermann Bahr, der sich zurzeit in England aufhält, hatte dort kürzlich eine Unterredung mit einem Redakteur der „Daily News" über englische Theaterverhältnisse und Literatur und sagte unter anderem folgendes:

„Sie fragen mich nach Shaw. Shaw ist eigentlich mehr Deutscher als Engländer. Wir verstehen ihn auch viel besser, in ganz Deutschland werden seine Stücke gespielt und eine Shaw-Premiere in Berlin ist direkt ein Ereignis — ebenso wichtig wie eine Hauptmann-Premiere. In Deutschland glaubt man immer, daß Shaw den spezifisch englischen Gedankengang verkörpert, wenn ich das aber Engländern sage, so lachen sie mich aus. Nicht nur als Dramatiker und Witzbold wird Shaw von den Deutschen bewundert, er wird im Gegenteil als sehr ernst zu nehmender Reformator angesehen, und es ist deswegen nicht recht verständlich, warum er von der englischen Presse so schlecht behandelt wird. Neulich zum Beispiel hörte ich ihn in einer Volksversammlung sprechen. Seine Rede dauerte über eine Stunde und ein derartiger Vortrag würde sicherlich in der ganzen deutschen Presse wörtlich wiedergegeben worden sein. Aber hier in England wurden nur die Witze aus der Rede sorgfältig herausgelesen und veröffentlicht. Der ganze Rest des Vortrages wurde mit Stillschweigen übergangen."

Bezüglich der bekannten englischen Schriftsteller Pinero und Jones äußerte sich Herr Bahr wie folgt:

„Ich möchte Herrn Pinero einen geschickten Handwerker seiner Kunst nennen und sein Stück „Mrs. Tanqueray" ist auch in Deutschland sehr populär, aber eigentlich sind sowohl Pinero wie Jones aus der Mode. Von einem modernen Dramatiker verlangen wir neue Ideen, welche in eine neue Form gebracht werden."

Bahr sprach ferner über den Unterschied zwischen dem englischen und dem deutschen Theaterpublikum. „Die englische Mittelklasse" erklärte er, „betrachtet das Theater lediglich als Vergnügungsstätte, als Unterhaltung nach einem guten Diner. Deswegen werden leichte, amüsante Stücke verlangt. Die deutsche Mittelklasse dagegen will ein Problemstück haben und hat eine besondere Vorliebe für klassische Autoren, Goethe, Schiller, Shakespeare. Letzteren schätzen sie sogar mehr wie die Engländer selbst. Moderne Autoren wie Hauptmann, Schnitzler und Shaw sind sehr populär und auch „Monna Vanna" von Maeterlinck ist besonders beliebt.

„Diese Anschauungen", erklärte Herr Bahr, „beziehen sich hauptsächlich auf große deutsche Provinzstädte wie Dresden, Leipzig, Frankfurt und Hamburg, wo Theater, die in erster Reihe Klassiker spielen, wirklich existieren."

Die Werke der englischen Bühnenschriftsteller wollte Herr Bahr nicht kritisieren. Aber trotzdem bemerkte er, daß es in Deutschland ganz ausgeschlossen wäre, klassische Dichter so zu behandeln, wie Shakespeare manchmal in einigen englischen Theatern behandelt würde. Wenn man zum Beispiel in Deutschland ein fünfaktiges Drama von Goethe oder Schiller in drei Akte zusammenpressen würde, so würde das direkt zu einer Revolution führen. Der Bearbeiter würde zweifellos gelyncht werden. Herr Bahr wollte damit durchaus nicht sagen, daß die Deutschen recht und die Engländer unrecht hätten, sondern er konstatierte nur, daß dieser Unterschied in der Anschauung charakteristisch für den Unterschied in den deutschen und englischen Theaterbesuchern wäre.

Herr Bahr sprach dann noch über den verstorbenen Sir Henry Irving, den er als Shylock gesehen hätte und dessen Schauspielkunst auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht hätte. Auch die Schauspielerin Ellen Terry verkörperte für ihn den höchsten Frauenreiz. Sie wäre eine wunderbare Künstlerin.

„Und wie denken Sie über die modernen Schauspieler und Schauspielerinnen?" fragte der Interviewer. „Ich habe nicht allzuviele gesehen", sagte Herr Bahr, „aber Herrn Irvings Verkörperung von Lord Jekyll und Mr. Hyde, welche ich neulich sah, war ganz großartig, wie aus dem Leben gegriffen."

Der Postkreditbrief.

Eine Anregung. — Gutachten des Gouverneurs der österreichischen Postsparkasse.

Die Reisesaison ist vorüber. Zum größten Teil wenigstens! Wer während der heißen Sommermonate das Häusermeer gemieden, Gebirge oder See aufgesucht hat, um seinem müden Körper Erholung, seinen überreizten Nerven Kräftigung zu ermöglichen, ist jetzt bereits wieder heimgekehrt, denn alles hat ein Ende; ganz gewiß auch der Urlaub.

Gerade jetzt, da sich die Gelegenheit etwas unerwünscht aufdrängt, die Bequemlichkeit zu Hause gegenüber Strapazen und Inkommodidäten in der Fremde auch ganz passabel zu finden, wird es angebracht sein, ein wenig über die Unständlichkeit unseres Fremdenverkehrs, vielmehr seiner Einrichtungen zu räsonnieren. Wer schimpft nicht gern, wenn er heimgekehrt ist, über unerträgliche Hotels, über unbequeme Verbindungen der Züge, über den unerschwinglich teuren Aufenthalt in gewissen sashionablen Bade- und Kurorten! Da wird auch just die Stimmung anzutreffen sein, einen Vorschlag, der die Bequemlichkeit der Reisenden fördern soll, ruhig anzuhören, seine Vor- und Nachteile abzuwägen und sich für ein Echauffement dafür oder dagegen zu entschließen.

Jüngst war in einer seriösen reichsdeutschen Zeitung eine, wie uns scheint, durchaus vortreffliche Anregung zu lesen. Voraussetzung für jeden Reisenden ist — Geld besitzen. Denn ohne Geld reist niemand. Aber Geld besitzen kann unter Umständen ebenso unangenehm sein, als Geld entbehren. Besonders wenn man auf weite Reisen geht. Nehmen wir einen konkreten Fall an. Es entschlösse sich jemand aus Wien, einen mehrwöchigen Urlaub zu einer Rundreise durch Deutschland, Holland, Belgien, Frankreich und auch durch Italien zu benutzen. So eine Reise verlangt schon ein hübsches Sümmchen in Barem. Voraus gesetzt, das Geld wäre da! Welchen Fährnissen ist der Reisende, beziehungsweise seine Wegzehrung ausgesetzt. Denken wir nur an den einfachsten Fall: Wie leicht kann das Geld im Bahncoupé gestohlen werden. Wenn man tagelang auf der Eisenbahn herumwandert, wird man die Zumutung zurückweisen, ununterbrochen im Coupé zu bleiben und der Sklave seiner Geldtasche zu sein. Man hat verschiedene Bedürfnisse. Einen kleinen Ausflug in die Prosa — ich meine in den Speisewagen — einen kleinen Ausflug in die Poesie — aussteigen und sich die Gegend zu besehen. Dabei ist man wegen seines Koffercheins in tausend Aengsten. Denn nirgends vermutet man leichter Geld, viel Geld, als bei Ferienreisenden, nirgends ist die Verlockung, Geld auf leichte Weise zu „erwerben" so groß wie im Bahncoupé. Ein Zustand, der das Vergnügen des Reisens um die Hälfte beeinträchtigt, wenn man mit dem bloßen Schrecken davonkommt; das zur Katastrophe wird, wenn man auf irgendeiner Zwischenstation die unangenehme Wahrnehmung macht, daß man ohne Heller dasteht.

Nach all dem ist es klar, wohin der Vorschlag zielt. Es soll möglich gemacht werden, o h n e Geld, wenigstens ohne v i e l Geld abzureisen und auf dem Wege sich das Fehlende auf irgendeine Weise zu ergänzen. Ein Vorschlag, der zweifellos unschätzbare Vorteile brächte. Die Gefahr des Bestohlenwerdens ist auf ein Minimum reduziert, die Bequemlichkeit um 50% erhöht. Denn — bleiben wir bei unserem Beispiel — wem macht es Vergnügen, wenn er in vier Wochen fünf verschiedene Staaten bereist, fünfmal sein Geld in verschiedene Münzen einzutauschen? Abgesehen von der zeitraubenden Manipulation, ist man oft Elementen ausgeliefert, die nicht unbedingt das größte Vertrauen rechtfertigen.

Unter solchen Umständen ist auch das Geldwechseln im Ausland mit Fährnissen verbunden, besonders wenn man keinen Kurs über Münzwesen vorher abfoliiert hat. Es wäre also gewiß auch ein ganz unschätzbarer Vorteil, wenn diese Prozedur den Reisenden erspart bleiben könnte. Das reichsdeutsche Blatt macht — wie gesagt — eine sehr gesunde Anregung. Es schlägt die Einrichtung eines „P o s t k r e d i t b r i e f e s" vor. Man zahlt gegen die Entrichtung einer verhältnismäßig kleinen Gebühr bei irgendeinem Postamt eine bestimmte runde Summe ein. Dafür erhält man einen Postkreditbrief über den gleichen Betrag und kann nun bei jedem Postamte nach Wunsch gegen Vorweisung des Kreditbriefes A b h e b u n g e n vornehmen. Auf dem Kreditbrief müßte diese Abhebung sofort in ersichtlicher Form fixiert werden. Bei der Abreise nimmt man bloß einen kleinen Betrag und den Kreditbrief mit; auf der Route kommt man nicht in Verlegenheit, der Kreditbrief bewahrt den Besitzer vor jedem Ungemach.

Noch leichter wäre es, diesen Vorschlag für österreichische Verhältnisse zu modifizieren. Wir haben in Oesterreich für den staatlichen Bankverkehr — wenn man sich so ausdrücken kann — ein glänzend, großzügig eingerichtetes Institut, die P o s t s p a r k a s s e, die für eine derartige Einrichtung bereits gewisse Voraussetzungen mitbringt. Es gibt fast kein Nest in Oesterreich, das nicht seine Filiale der Postsparkasse besitzt; auch mit dem Auslande besitzt unsere Postsparkasse derart gut geregelte Verbindungen, daß — allerdings im Prinzip — die Konvenienz dieses Vorschlages einleuchten müßte. Allerdings müßte dieser Vorschlag erst sachmännisch geprüft und studiert werden, ehe man seine Rentabilität positiv deklarieren könnte. Allein einer Diskussion ist er sicherlich reif und wert.

Zweifellos, es gibt eine Anzahl von Einwänden, die sich schon im ersten Augenblick ergeben. Auf diese hat auch der Gouverneur der österreichischen Postsparkasse, dem wir die Anregung zur Kenntnis brachten, hingewiesen. In erster Linie die Möglichkeit von Fälschungen der Unterschrift des Kreditbriefinhabers und die Behebung von Beträgen durch Unbefugte. Allein dagegen gäbe es Schutzmaßnahmen. Ein Kreditbrief mit der P h o t o g r a p h i e des Inhabers könnte solchem Unfug hinreichend steuern. Gegen Fälschungen gröblichster Art kann man sich nirgends im Leben schützen; allein diese sind kein Anlaß, Institutionen, die lebenswert und lebensfähig sind, unmöglich zu machen. Schwieriger wäre die Frage der Geldbeschaffung. Es müßte zweifellos eine entsprechend große Summe disponibel sein, die auch jenen kleinen Rentern zur Verfügung gestellt wird, die bisnun n i c h t über derartig hohe Summen verfügen. Das würde auf den ersten Blick einen Gewinstentgang bedeuten; allein der Kreditaufnehmer würde selbstverständlich auf eine Vergütung durch Verzinsung verzichten müssen, im Gegenteil für die durch die Manipulation dem Staat erwachsenen Unkosten durch eine kleine Gebühr aufzukommen haben. Das sind zweifellos Fragen, die g e l ö s t w e r d e n k ö n n e n. Es fragt sich nur, ob das Verständnis und der gute Wille vorhanden.

Ein Funktionär des Fremdenverkehrsverbandes, den wir auf die Anregung aufmerksam machten, erklärte sich bereit, an kompetenter Stelle die Anregung vorzubringen und die ersten Schritte zu ihrer Realisierung einzuleiten. Es wird sich also die Gelegenheit ergeben, auf diese Art der Erhöhung der Bequemlichkeit der Reisenden noch des näheren zurückzukommen. In nachfolgendem sei vorerst die Ansicht des G o u v e r n e u r s der Oesterreichischen Postsparkasse, des Herrn S c h u s t e r v. B o n o t, wohl der kompetentesten Persönlichkeit, wiedergegeben.